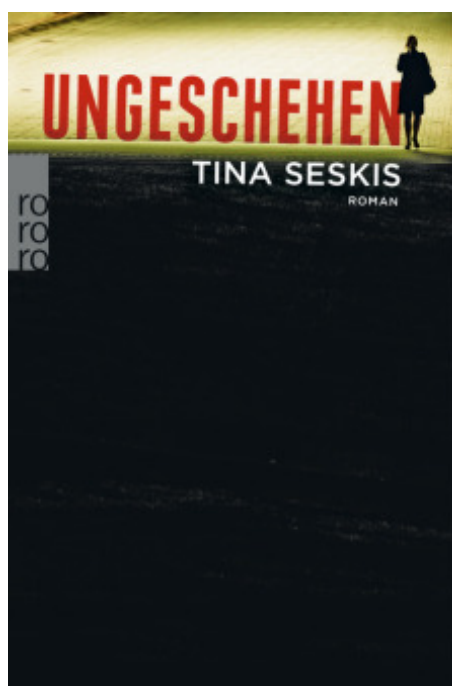


Leseprobe aus:

Tina Seskis

Ungeschehen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

UNGESCHEHEN

TINA SESKIS

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN VON
MECHTHILD SANDBERG-CILETTI

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel «One Step Too Far»
bei Kirk Parolles, London.

Deutsche Erstaussage
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«One Step Too Far» Copyright © 2013 by Tina Seskis
Redaktion Tanja Schwarz
Umschlaggestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE
Werbeagentur, Zürich
Umschlagabbildung Valentino Sani/Arcangel Images
Satz Warnock Pro, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26926 4

FÜR MEINE MUTTER

TEIL 1

JULI 2010

1 Die Hitze ist wie ein Körper unter all den anderen, durch die ich mich auf dem Bahnsteig hindurchkämpfen muss. Der Zug steht bereit, ich steige ein, obwohl ich mir jetzt doch nicht mehr sicher bin. Angespannt sitze ich zwischen all den Pendlern und fahre in dem ruckelnden Waggon, von ruckelnden Leuten umgeben, aus meinem alten Leben in ein neues. Trotz der glühenden Hitze draußen ist es kühl im Zug, er wirkt eigenartig leer trotz der Menschen, und dieser Eindruck beruhigt mich ein wenig. Niemand hier kennt meine Geschichte, ich bin endlich in die Anonymität eingetaucht, nur eine von vielen jungen Frauen mit einer Reisetasche. Ich fühle mich losgelöst, leicht, als wäre ich eigentlich gar nicht hier, aber ich *bin* hier, ich spüre den Sitz unter mir, am Fenster fliegen die Rückseiten der Häuser vorbei. Ich habe es getan.

Komisch, wie leicht es am Ende doch ist, das eigene Leben abzulegen und ein neues zu beginnen. Man braucht nur etwas Geld für den Start und die Entschlossenheit, nicht an diejenigen zu denken, die man zurücklässt. Heute Morgen habe ich versucht, nicht zurückzublicken, einfach zu gehen, doch in letzter Sekunde zog es mich in sein Zimmer, ich stand vor ihm und betrachtete ihn im Schlaf – er sah so friedlich aus wie ein Neugeborenes. In das Zimmer, in dem Charlie schlief, konn-

te ich nicht mal einen kurzen Blick riskieren, ich wusste, das würde ihn wecken und mich festhalten. Deshalb machte ich leise die Tür hinter mir zu und verließ alle beide.

Die Frau neben mir kämpft mit ihrem Kaffeebecher. Sie trägt ein Kostüm in gedeckten Farben und sieht sehr korrekt aus, ein bisschen wie ich früher. Der Plastikdeckel klemmt, und sie zieht und zerrt so lange daran rum, bis er knirschend aufspringt. Heißer Kaffee spritzt auf uns beide. Die Frau entschuldigt sich wortreich. Ich schüttle nur den Kopf, zum Zeichen, dass sie sich keine Gedanken machen soll, und schaue nach unten, auf meine Knie, obwohl ich weiß, dass ich die dunklen Flecken abwischen sollte. Meine graue Lederjacke ist ruiniert, und es wirkt sicher merkwürdig, dass ich nichts dagegen unternehme. Doch diese Kaffeeexplosion hat mich aus der Fassung gebracht und mir heiße Tränen in die Augen getrieben, und jetzt schaue ich nicht auf, in der Hoffnung, dass es keiner merkt.

Ich bereue, dass ich mir nicht unterwegs eine Zeitung gekauft habe, aber es kam mir unpassend vor, am selben Tag, an dem ich meine Familie verlasse, in den Zeitungsladen zu spazieren und mich in einer Schlange ganz normaler Menschen anzustellen. Jetzt merke ich, wie dringend ich eine gebraucht hätte, wie sehr mir die dichtgepackten Texte fehlen, in die ich mich versenken könnte, um die bösen Gedanken aus meinem Kopf zu verdrängen. Es macht mich unruhig, nicht lesen, nichts tun zu können, als zum Fenster hinauszuschauen und die Blicke der anderen wegzuwünschen. Untröstlich sehe ich die letzten Ausläufer Manchesters an mir vorbeiziehen, ich weiß, dass ich die Stadt, die ich einmal geliebt habe, vielleicht nie wiedersehen werde. Wir fahren an sonnenverbrannten Feldern vorbei und hin und wieder an unbekanntem Dörfern, und obwohl wir jetzt schnell fahren, erscheint mir die Reise endlos,

alles drängt mich, aufzuspringen und loszulaufen, aber wohin? Ich laufe ja schon.

Ich friere plötzlich, die zunächst willkommene Kühle der Klimaanlage ist zu alles durchdringender Kälte geworden, und ich ziehe meine Jacke fester um mich. Fröstelnd senke ich den Kopf und schließe die Augen, aus denen immer noch Tränen rinnen. Im lautlosen Weinen bin ich geübt, doch die Jacke verrät mich – die Tränen tropfen sachte auf das Leder und verteilen sich großflächig. *Warum habe ich mich überhaupt so aufgedonnert, wie absurd ist das? Ich mache keinen Ausflug, ich gehe für immer, ich fliehe aus meinem Leben, in dem ich komplett überflüssig geworden bin.* Das Rattern in meinem Kopf und das rhythmische Rattern des Zuges auf den Gleisen verschmelzen miteinander. Ich lasse die Augen geschlossen, bis die Panik verfliegt wie Elfenstaub, und bleibe dann trotzdem so sitzen.

In Crewe steige ich aus. Am Zeitungskiosk vor der Bahnhofshalle besorge ich mir Zeitungen, Zeitschriften und ein Taschenbuch. So eine Panne wird mir nicht noch einmal passieren. Ich verstecke mich eine Zeitlang in der Damentoilette, betrachte im Spiegel mein blasses Gesicht und meine ruinierte Jacke und mache meine Haare auf, um die Flecken zu kaschieren. Ich probiere ein Lächeln, und es bildet sich tatsächlich eins, verzerrt und künstlich vielleicht, aber definitiv ein Lächeln, und ich hoffe, dass jetzt das Schlimmste vorbei ist, wenigstens für heute. Mir ist heiß, fast als hätte ich Fieber, also spritze ich mir Wasser ins Gesicht, mache dabei noch mehr Flecken auf meine Jacke, die jetzt völlig hinüber ist. Ich ziehe sie aus und stopfe sie in meine Reisetasche. Als mein Blick zufällig in den Spiegel fällt, zeigt er mir eine Fremde. Mit den offenen Haaren gefalle

ich mir ganz gut, ich sehe jünger aus, und durch die Krause, die von dem hochgesteckten Zopf zurückgeblieben ist, wirken die Haare ein bisschen zerfranst, beinahe flippig. Als ich mir die Hände abtrockne, spüre ich warmes Metall an meinem Finger und sehe, dass ich meinen Ehering noch an habe. Ich habe ihn seit dem Tag, an dem Ben ihn mir auf einer Terrasse mit Meerblick an den Finger gesteckt hat, kein einziges Mal abgenommen. Jetzt ziehe ich ihn vom Finger und zögere, unsicher, was ich damit anfangen soll – es ist Emilys Ring, nicht meiner. Ich heiße jetzt Catherine. Er ist schön, die drei kleinen Brillanten funkeln mir aus dem Platin entgegen und machen mich traurig. *Er liebt mich nicht mehr.* So lasse ich den Ring hier liegen, neben der Seife in den öffentlichen Toiletten vor Bahnsteig 2, und nehme den nächsten Zug nach London-Euston.

2 An einem wenig bemerkenswerten Tag vor mehr als dreißig Jahren lag Frances Brown in einem Krankenhaus in Chester, ihre Beine in den Halterungen eines gynäkologischen Stuhls, die Ärzte stocherten immer noch in ihr herum. Sie stand unter Schock. Die Geburt war schnell gegangen wie bei einem Tier, nach dem Wenigen, das sie wusste, eigentlich untypisch für eine Erstgebärende. Sie wusste nicht im Entferntesten, was sie erwartete, damals wurde einem nicht viel gesagt. Doch auf das Eine war sie definitiv nicht vorbereitet gewesen: dass die Ärzte, nachdem das Köpfchen erschienen und das glitschige rote Wesen unter ihr aufs Bett geflutscht war, von ihr verlangen würden, gleich noch eins zur Welt zu bringen.

Frances hatte bemerkt, dass etwas im Busch war, als die

Stimmung im Kreißsaal plötzlich umschlug und sich sämtliche Ärzte auf einmal um ihr Bett versammelten und besorgt miteinander berieten. Sie glaubte, ihrem neugeborenen kleinen Mädchen fehle vielleicht etwas. Aber warum stocherten sie dann in ihr herum, anstatt sich um das Kind zu kümmern? Schließlich hob der Arzt den Kopf, und sie registrierte verwirrt, dass er lächelte. «Die Arbeit ist noch nicht vorbei, Mrs. Brown», sagte er. «Wir haben ein zweites Kleines entdeckt, das müssen wir jetzt auch noch herausholen.»

«Wie bitte?», hatte sie gefragt.

Der Arzt blickte sie an und versuchte es ein zweites Mal. «Herzlichen Glückwunsch, Mrs. Brown, Sie werden gleich Mutter von Zwillingen sein. Sie müssen das zweite Kind nur noch zur Welt bringen.»

«Was soll das heißen?», hatte sie geschrien. «Ich hab mein Kind schon gekriegt, verdammt!»

Sie lag da wie erstarrt und konnte nur daran denken, dass sie keine zwei Kinder wollte, sondern nur eins, dass sie nur ein Kinderbett hatte, nur einen Kinderwagen, eine Babygarnitur, dass sie nur für ein neues Leben geplant hatte.

Bei Frances musste immer alles geplant werden. Sie hasste Überraschungen, vor allem so folgenschwere wie diese, und außerdem war sie viel zu erschöpft, um ein zweites Kind zu gebären – beim ersten war es vielleicht schnell gegangen, doch die Geburt war heftig und traumatisch gewesen und beinahe drei Wochen zu früh. Sie schloss die Augen und fragte sich, wann Andrew endlich kommen würde. Sie hatte ihn im Büro nicht erreicht, er war anscheinend in einer Besprechung, und als die Wehen dann im Anderthalb-Minuten-Takt aufeinanderfolgten, war ihr nichts anderes übrig geblieben, als den Rettungsdienst zu rufen.

Und jetzt, nachdem ihr erstes Kind in einem Schwall von Blut und Einsamkeit angekommen war, sagte man ihr, sie solle ein zweites zur Welt bringen, und ihr Mann war immer noch nicht da. Sie hatte den Eindruck gehabt, dass Andrew nicht einmal auf *ein* Kind besonders scharf war, wie würde er da diese neue Entwicklung aufnehmen? Sie begann zu schluchzen, in lauten, schleimigen Stößen, die durch das kleine Krankenhaus hallten.

«Mrs. Brown, reißen Sie sich zusammen!», sagte die Hebamme. Frances fand sie abscheulich mit ihrem essigsaurigen Gesicht und ihrer kratzigen, scharfen Stimme – was, dachte Frances erbittert, hatte die Frau in diesem Beruf zu suchen, wenn sie es schaffte, wie ein Pesthauch jeden Funken Freude aus den Dingen herauszupusten, selbst aus der Schönheit einer Geburt.

«Kann ich mein Kind sehen?», fragte Frances. «Ich habe sie noch nicht einmal gesehen.»

«Sie wird gerade untersucht. Konzentrieren Sie sich einfach auf das andere.»

«Ich will mich aber nicht auf das andere konzentrieren. Ich will mein richtiges Kind haben. Geben Sie mir mein richtiges Kind.» Sie kreischte jetzt. Die Hebamme holte das Gas und drückte Frances die Maske fest aufs Gesicht. Frances würgte und hörte schließlich auf zu schreien, und während sie ruhiger wurde, erlahmte ihr Kampfgeist, und etwas in ihr starb.

Andrew kam Sekunden zu spät, um die Geburt seiner zweiten Tochter mitzuerleben. Er wirkte hilflos und überfordert, besonders als er seine Hoffnungen auf einen Sohn durch nicht nur eine, sondern gleich zwei Töchter enttäuscht sah. Die eine war rosig, hübsch und wohlgestaltet, die andere lag blau und

grotesk anzusehen auf dem schmutzigen Laken, um den Hals die Nabelschnur, die sie daran hinderte, ihre ersten Atemzüge zu machen und ihr Leben außerhalb des Mutterleibs zu beginnen. Die Lage war angespannt und kritisch, als er eintraf. Der Arzt befreite mit geübten Handgriffen den Hals des Kindes und durchtrennte die Nabelschnur. Andrew sah, wie das Blut durch den kleinen Körper strömte, als der Arzt das Kind zur Wiederbelebungseinheit trug und eine der Schwestern seine Atemwege mit Hilfe eines Saugapparats von Schleim befreite. Es dauerte nur Augenblicke, da hörten sie den ersten zornigen Schrei. Sie war genau eine Stunde jünger als ihre Schwester, und sie sah aus und hörte sich an, als käme sie von einem anderen Stern.

«Du armer Schatz, es tut mir so leid», sagte Andrew flüsternd zu seiner blassen, verschwitzten Frau, als er ihre Hand nahm, an der noch das Blut des neuen Lebens klebte.

Frances sah ihn scharf an in seinem Dirty-Harry-Anzug mit der gelockerten Krawatte. «Was tut dir leid? Dass du nicht da warst oder dass ich Zwillinge zur Welt gebracht habe?»

Er schaffte es nicht ganz, sie anzusehen. «Alles», sagte er. «Aber jetzt bin ich da, und wir haben unsere perfekte kleine Familie. Es wird wunderbar, du wirst sehen.»

«Mr. Brown, Sie müssen jetzt draußen warten», sagte die Hebamme. «Wir müssen Ihre Frau saubermachen und nähen. Wir rufen Sie, wenn Sie wieder reinkommen können.» Damit schickte sie ihn hinaus, und Frances war wieder allein mit ihren Schuldgefühlen und ihrer Angst und ihren zwei neugeborenen Töchtern.

Frances war immer überzeugt gewesen, sie würde einmal eine gute Mutter werden. Sie hatte einfach angenommen, sie würde

dann genau wissen, was sie zu tun hatte – es würde vielleicht nicht einfach werden, doch sie würde es schaffen, sie hatte einen gutaussehenden Mann, eine Familie, die sie unterstützte, und eine gute Portion Mutterinstinkt. Doch als es so weit war, raubte ihr das traumatische Geburtserlebnis alle Sicherheit. Sie hatte zwei Kinder, nicht eins – und die mussten ununterbrochen gefüttert, gewickelt und herumgetragen werden – und einen Ehemann, der sich bereits von ihr entfernt zu haben schien, während das Kind (die Kinder!) in ihr gewachsen waren.

Nicht einmal ein Name fiel ihnen für ihre zweite Tochter ein. Sie hatten sich vor Wochen auf Emily für ein Mädchen geeinigt, genau gesagt, Catherine Emily – Frances fand, dass die Namen in dieser Reihenfolge besser klangen –, doch sie hatten natürlich keine Ahnung gehabt, dass sie eine zweite Option brauchen würden. Andrew sah die Sache pragmatisch und schlug vor, den einen Zwilling Catherine zu nennen und den anderen Emily, doch Frances wollte die Namen nicht auseinanderreißen, sie passten so gut zusammen, erklärte sie, also mussten sie für den unerwarteten Zwilling noch einmal ganz neu überlegen. Am Ende einigten sie sich auf Caroline Rebecca, obwohl Frances weder der eine noch der andere Name besonders gut gefiel – doch der Vorschlag stammte von Andrew, und ihr war es sowieso zu viel, nach einem anderen zu suchen. Sie behielt das für sich, ein erstes Geheimnis von vielen, ein weiterer Beweis dafür, dass sie nichts dagegen gehabt hätte, wenn die Geburt sich ein paar Sekunden länger hingezogen, wenn die Nabelschnur sich ein klein wenig enger zugezogen, wenn das Leben der armen Caroline Rebecca geendet hätte, bevor es begann. Die Anstrengung, diesen Gedanken zu verdrängen (mit wem hätte sie darüber sprechen sollen?), quälte

Frances jahrelang und machte sie innerlich hart, tief in ihrem Herzen, das einmal weich und mütterlich gewesen war.

Die nächsten sieben Tage verbrachte Frances im Krankenhaus. So hatte sie wenigstens etwas Zeit, sich vom Trauma der Geburten, der ständigen Abwesenheit ihres Mannes und der unglaublichen Tatsache zu erholen, dass sie jetzt Mutter von Zwillingen war. Sie sagte sich, dass ihr gar nichts anderes übrig blieb, als das Beste aus der Situation zu machen und beide Mädchen anzunehmen. Vielleicht war es ja sogar schön, zwei zu haben. Doch auf jeden Fall war es nicht leicht. Emily und Caroline waren von Anfang an grundverschieden. Schon bei ihrer Geburt hätte man sie kaum für Zwillinge gehalten – Emily war ein rosiges, properes Baby, Caroline dagegen war mager und ungesund blass und wog beinahe ein Kilo weniger als ihre Schwester. Im Gegensatz zu Emily verweigerte sie die Brust und verlor an Gewicht, während ihre Zwillingsschwester zunahm.

Frances war von Natur aus nicht leicht aus der Ruhe zu bringen. Sie versuchte alles, um Caroline zu überzeugen, ließ nicht locker, bis ihre Brustwarzen bluteten und ihre Nerven blanklagen. Sie war entschlossen, beide Kinder gleich zu behandeln – das war ihre Pflicht, da sie nun einmal beide da waren. Schließlich sprach eine der Schwestern ein Machtwort und gab Caroline am vierten Tag die Flasche. Sie könnten das Kind schließlich nicht verhungern lassen, sagte sie. Caroline schloss ihre winzigen Lippen um den Sauger und trank gierig, während Frances sich wie eine Versagerin fühlte, und ihre Bindung bekam einen weiteren Knacks.

In den folgenden Monaten holte Caroline ihre Schwester an Gewicht schnell ein, sie wollte ihr Fläschchen gar nicht

mehr hergeben. Ihre mageren Ärmchen und Beinchen setzten Speck an, sie bekam dralle rote Bäckchen und wurde beinahe pummelig, was Frances beim besten Willen nicht niedlich finden konnte. Es war, als könnte Caroline nicht schnell genug wachsen, als könnte sie es schon in diesem frühen Alter kaum erwarten, Emily eins auszuwischen. Sie krabbelte zuerst, lief zuerst und prustete ihrer Mutter als erste Brei ins Gesicht.

Als sie größer wurden, wurden die Zwillinge einander äußerlich ähnlicher. Mit drei Jahren hatten sie den Babyspeck verloren, ihre Haare waren voll und glatt, und sie trugen beide von Frances selbst geschnittene Pagenköpfe. Sie zog sie gleich an – das war so üblich in den Siebzigern –, und es wurde schwierig, sie auseinanderzuhalten.

Nur ihre unterschiedlichen Temperamente verrieten sie. Emily schien glücklich und zufrieden auf die Welt gekommen zu sein, bereit, die Dinge so zu nehmen, wie sie kamen, und das Beste daraus zu machen. Caroline war empfindlich und reizbar. Sie konnte Überraschungen nicht ausstehen, wurde wütend, wenn sie ihren Kopf nicht durchsetzen konnte, hasste Lärm, vor allem aber konnte sie die selbstverständliche Liebe nicht ertragen, die ihre Mutter ihrer Schwester entgegenbrachte. Damals noch voller Kampfgeist, suchte sie Unterstützung bei ihrem Vater, doch Andrew wirkte abwesend, nicht zu greifen, als wäre ihm das Ganze zu intensiv, und so blieb Caroline ein Zaungast, ohne rechten Platz in der Familie. Frances achtete streng darauf, keines der Mädchen zu bevorzugen – sie bekamen immer das Gleiche zu essen, die gleichen Kleider, gleich viele Gute-Nacht-Küsse –, doch sie spürten beide, welche enorme Anstrengung das ihre Mutter kostete, und das war für beide belastend.

Es war ein kalter, regnerischer Nachmittag in einer Wohnsiedlung in Chester, und die fünfjährigen Zwillinge langweilten sich. Ihre Mutter war zum Einkaufen gefahren, und eigentlich sollte ihr Vater auf sie aufpassen, während er an dem ständig knisternden Radio, das er aus dem Schuppen mit hereingebracht hatte, mit halbem Ohr das Fußballspiel verfolgte. Doch er war schon seit Ewigkeiten in der Küche verschwunden, wahrscheinlich telefonierte er wieder, vermuteten sie, das tat er immer, wenn ihre Mutter außer Haus war. Sie hatten das Landkartenpuzzle satt, das ohne die Hilfe ihres Vaters sowieso viel zu schwer war. Jetzt lagen sie, jede an einem Ende, auf der braunen Veloursamtcouch, und ihre roten Schottenröcke rutschten immer höher, die Kniestrümpfe immer tiefer, während sie ungezielt und nicht ohne schmerzhafte Treffer aufeinander einstrampelten.

«Aua! Daddy!», schrie Caroline. «Emily hat mich getreten. Daaaddy!»

Andrew schaute aus der Küche um die Ecke, das Kabel des Wandtelefons fast bis auf den letzten Knick strammgezogen.

«Ich hab nichts gemacht, Daddy», erklärte Emily treuherzig. «Wir haben nur gespielt.»

«Lass das, Emily», sagte er lahm und verschwand wieder hinter der Küchentür.

Caroline zog ihre Beine von denen ihrer Schwester zurück, warf sich der Länge nach aufs Sofa und kniff Emily kräftig in den Oberarm. «Und ob du was gemacht hast», fauchte sie.

«Daddy!», kreischte Emily. Wieder erschien Andrew an der Tür, und jetzt war er ärgerlich. «Hört endlich auf, alle beide», sagte er. «Ich telefoniere.» Dann machte er die Küchentür zu.

Als Emily begriff, dass ihr Vater ihr nicht helfen würde, hörte sie auf zu weinen und lief über den weichen beigefarbenen

Teppich zum Puppenhaus am anderen Ende des Zimmers, neben der Terrassentür. Es war Emilys liebstes Spielzeug, doch es gehörte ihr nicht allein – wie die meisten ihrer Sachen musste sie es teilen, und Caroline stellte immer die Möbel in die falschen Zimmer oder, was noch schlimmer war, warf sie einfach hinaus, egal, ob der Hund sie dann zernagte. Caroline folgte ihr. «Komm, spielen wir mit den Teddys», sagte sie einschmeichelnd, und Emily stimmte zu, obwohl sie ihrer Schwester nicht ganz über den Weg traute. Sie setzten also ihre Teddys zum Teetrinken um den Tisch und spielten ein paar Minuten lang ganz friedlich. Dann hatte Caroline keine Lust mehr und ging in die Küche zu ihrem Vater. Emily hörte draußen vor der Garage ein Auto anhalten.

«Mummy!» Emily sprang auf und rannte quer durchs Wohnzimmer zum Flur, als sie ihre Mutter an der Haustür hörte.

Caroline kam gerade aus der Küche, wo sie sich aus der Metalldose im Schrank neben dem Herd einen Zoo-Butterkeks geholt hatte. Ihr Vater hatte nur eilig den Hörer aufgelegt und nichts gesagt, was sie wunderte, da es fast Zeit zum Abendessen war. Sie hatte eben der Kuh den Kopf abgebissen und eigentlich vorgehabt, sich jeden Körperteil einzeln auf der Zunge zergehen zu lassen, doch jetzt schob sie den ganzen Rest Kekes auf einmal in den Mund und kaute hektisch. Als sie, noch damit beschäftigt, sich die Krümel vom Gesicht zu wischen, in den Flur trat und ihre Zwillingsschwester durch das Wohnzimmer auf sich zu stürmen sah, wollte sie zuerst ausweichen.

«Hallo, Mummy», rief Emily. Frances stellte ihre Tüten ab, um für ihre beiden Töchter die Arme auszubreiten. Doch als Caroline die freudestrahlenden Gesichter ihrer Schwester und ihrer Mutter sah, spürte sie nur noch Wut und den heftigen Wunsch, das Bild zu löschen.

Gerade hatte Frances die letzte Tüte auf dem orangefarbenen Läufer im sonnenhellen Flur abgesetzt und war dabei, sich aufzurichten, da sah sie, wie Caroline genau im selben Moment krachend die Wohnzimmertür zuschlug. Emily flog ihr durch die Glasscheibe entgegen, und sie hörte einen Knall, als wäre eine Bombe explodiert.

Andrew jagte Caroline um den ovalen Esstisch, während Frances Emily die Glassplitter aus Gesicht, Armen und Beinen herauszog. Wie durch ein Wunder war Emily von tieferen Verletzungen verschont geblieben, dennoch wurde Caroline bis zum Abendessen auf ihr Zimmer geschickt. Es half nichts, dass Andrew seine Frau davon zu überzeugen versuchte, dass Caroline nicht gewusst hatte, was passieren würde – sie sei noch zu klein, sagte er, sie könne das nicht absichtlich getan haben –, und dass sie ihr erlauben sollten, wieder herunterzukommen. Frances blieb hart, er hatte sie noch nie so außer sich erlebt.

Später vermutete Andrew, dass nur Emilys Geschwindigkeit im Moment des Aufpralls sie vor Jeffrey Johnsons Schicksal bewahrt hatte, dem Nachbarsjungen vier Häuser weiter, der von einem ähnlichen Zusammenstoß mit einer Glastür eine dicke, fünf Zentimeter lange Narbe im Gesicht davongetragen hatte.

Emily blieb nur eine tiefere Wunde am Knie, deren Narbe mit der Zeit verblasste, doch niemals ganz verschwand. Sie konnte sie nicht ansehen, ohne an ihre Schwester zu denken und, als sie älter wurde, an all die anderen Dinge, die Caroline ihr im Lauf der Jahre angetan hatte. Die Narbe war also weit schlimmer, als sie aussah. Die Browns ersetzten nach diesem Zwischenfall die Glastür durch eine Holztür, und Frances war erleichtert, auch wenn das Wohnzimmer nun um einiges dunkler war.

3 Die Hitze wartet immer noch auf mich, als ich in Euston aus dem Zug steige. Menschen strömen auf den Bahnsteig hinaus, alle haben es eilig und wichtig und scheinen zu wissen, wohin sie wollen. Ich bleibe neben einem Pfeiler stehen und stopfe meine Handtasche in die Reisetasche. Ich kann es nicht riskieren, sie zu verlieren. Meine Kleider sind zu warm für den Tag, doch jetzt kann ich mich nicht umziehen, ich habe zu viel anderes zu tun. Ich muss mir ein neues Handy besorgen, eine Bleibe finden, mein neues Leben beginnen. Ich bin wild entschlossen. Ich vermeide jeden Gedanken an Ben oder Charlie, ich ertrage es nicht, an sie zu denken und mir vorzustellen, dass sie jetzt wach sind und bemerken, dass ich weg bin. Sie haben einander, sie werden schon zurechtkommen, ja, auf lange Sicht wird es so besser für sie sein, das weiß ich. Ich habe richtig gehandelt.

In jenen letzten wirren Wochen in Manchester, als ich noch Emily war, hatte ich im Internet erfolglos nach Wohnungen in London recherchiert. Ich hatte den Browserverlauf immer sorgfältig gelöscht, damit Ben keinen Verdacht schöpfte. Solange ich keinen Job habe, kann ich mir keine allzu hohe Miete leisten, ich weiß nicht, wie lang mein Geld reicht. Deshalb werde ich erst einmal versuchen, eine Wohngemeinschaft aufzutun. Man braucht dafür meistens keine Referenzen, und das ist für mich gut, denn eines will ich auf keinen Fall: gefunden werden.

Beim nächsten Zeitungskiosk suche ich mir die Lokalblätter zusammen, stelle mich brav in die Schlange und trete dann in den dunstigen, kontaminierten Sonnenschein hinaus.

Wohin jetzt? Ich fühle mich komplett verloren. In plötzlicher Panik würde ich am liebsten die Uhr zurückdrehen, nach Hause laufen zu meinem Jungen, so als wäre das alles nur ein schrecklicher Irrtum. Verwirrt schaue ich mich um,

bis ich die Bilder endlich sortiert kriege, die große hässliche Straße, die in Verkehrschaos und Autoabgasen erstickt. Mir bricht der Schweiß aus, unter den Armen und auf der Schulter, wo der Riemen der Reisetasche auf meiner Haut liegt. Der Geruch meines erhitzten Körpers erinnert mich daran, dass ich wirklich hier bin, dass wirklich ich es bin, die das getan hat. Ich überquere die Kreuzung an der Ampel und gehe geradeaus weiter, eine lange, breite Straße entlang, über einen ausgedehnten Platz, ich gehe einfach immer weiter, ohne zu wissen wohin. Irgendwann bemerke ich auf der anderen Seite einen Handyshop und bin erleichtert. Der Laden ist groß und trist trotz der Poster und Bildschirme, auf denen die neuesten Angebote gezeigt werden – die bunten, flimmernden Bilder lassen den Laden noch trostloser wirken. Er ist leer bis auf zwei Verkäufer, die mich erst eingehend mustern und dann ein paar Minuten lang demonstrativ ignorieren, wobei ich allerdings genau spüre, dass ich beobachtet werde. Ich habe keine Ahnung, was ich genau suche, die Vielfalt der Modelle und Anbieter ist total verwirrend, für mich sehen die Dinge alle gleich aus. Ein junger Mann im schwarzen Anzug pirscht sich an mich heran und fragt, ob ich zurechtkomme.

«Danke, ja», antworte ich.

«Was suchen Sie denn?» Er spricht in leicht singendem Tonfall, hat ein hübsches Gesicht mit gepflegtem schwarzem Bart, doch er schaut mich nicht an, und ich schaue ihn nicht an. Wir fixieren beide die Telefone auf den Borden, sowieso alles Attrappen, teils nur Kabel, an die nichts angeschlossen ist.

«Ich brauche ein neues Handy. Ich habe meins verloren.» Meine Stimme klingt schüchtern, mir selbst fremd.

«Über welchen Anbieter ist das gelaufen?», bohrt der Verkäufer nach.